

Geld aus Amerika [Fortsetzung]

Autor(en): **Müller, Walter Heinz**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **36 (1946)**

Heft 9

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-636977>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Wolkenstimmung über der Gohl bei Langnau (Phot. H. Heiniger)

Teilnehmer im Zylinder, war dabei, während Landjäger Erismann für diese Stunde ein besonderes Unternehmen vorbedacht hatte.

Als er, am Küchenfenster stehend, die Menschengänge vorbeibewegen sah, rechnete er aus, dass die ganze Beerdigungsfeier noch eine knappe Stunde dauern würde. Nachher wollten, wie er in Erfahrung gebracht hatte, die Angehörigen sich ins „Zentral“ zum Leichenmal begeben; darauf war allerdings nicht absolut Verlass, weil möglicherweise jemand zwischenhinein heimging oder am Leichenschmaus überhaupt nicht teilnehmen wollte. Er musste sich also ordentlich beeilen, wenn sein Vorhaben ungestört zur Ausführung gelangen sollte.

Der Zug war kaum vorbei, als sich der Polizist aufs Velo schwang und nach dem Neeserhof hinüberraodelte. Den Hund liess er für diesmal noch zuhause.

Er stellte das Fahrrad unter den Nussbaum und ging mit leicht eingezogenem Nacken um das Haus herum. Hier wie drüben bei der Sattlerei Bolliger regte sich kein Bein. Hof und Haus lagen friedlich in der milden Wärme der Oktobersonne.

Seine Annahme, das Fenster der Hinterstube würde offenstehen, erwies sich als richtig. Die reine Herbstluft drang in das Totenzimmer und trug die letzten Spuren von Gotthold Neesers irdischem Wesen fort. Ob wohl sein Geist sich ebenfalls so schnell vertreiben liess? dachte Erismann.

Er setzte einen Fuss auf den schmalen Mauervorsprung, schwang sich ohne Zögern hinauf und sprang ins Zimmer. Hier suchte er eigentlich nichts; aber der Umstand, dass die verhängnisvolle Flinte bereits wieder an ihrem gewohnten Platz hing, empfand er wie eine hässliche Ironie des Zufalls

oder Versehens, beinahe so, als hätte man sie zu dem Onkel in den Sarg gelegt.

Nun reizte es ihn doch noch, die Möbel des Zimmers zu durchsuchen, obschon er damit wertvolle Zeit verlor. Ein Gestell, von einem geblühten Vorhang verhängt, barg nichts als eine Menge Schuhe, und der altertümliche Kasten in der Ecke enthielt ältere Kleider, Wollsachen und Hüte, jedoch weder Briefe, noch irgend andere den Landjäger interessierende Dinge. Er verliess den Raum und kam in die Wohnstube, wo er ebenso gründliche wie flinke Arbeit verrichtete, denn es blieb nachher immer noch das Schlafzimmer übrig. Hurtig kroch er in jeden Winkel, blickte hinter die Bilder und ins Ofenloch, unter das Sofa und in die Schuhe, die unter dem grossen Kachelofen standen — nichts zu finden, rein nichts. Nur das Buffet und den Sekretär hatte er sich noch aufgespart. Im Sekretär befanden sich fast nur militärische Schriftstücke und die verschiedenen Formulare, die Neeser als Sektionschef verwendete. Ein einziger Ordner enthielt persönliche Korrespondenz, worunter Erismann beim raschen Durchblättern auch einige Zahlungsbefehle des Betriebsamtes fand, sonst aber nichts von aufschlussreichem Wert. Den ersten wirklichen Fund machte er in einer Buffetschublade, wo er unter dem Familienbüchlein und Bertys Taufschein hervor ein Dutzend Briefe des Onkels zog und nach kurzer Überlegung in die Tasche steckte. Dann begab er sich eilig ins obere Stockwerk.

Im Schlafzimmer der Eheleute waren die beiden Fenster weit offen. Erismann stellte fest, dass von hier aus der ganze Zufahrtsweg bis zur Landstrasse hinab zu überblicken war. Er nahm sich vor, ein Auge darauf zu haben, kam aber im Eifer seiner Arbeit wieder von diesem Vorsatz ab.

Zu unterst in dem breiten Schrank stiess er auf etwas, worum es sich schon lohnte, ungetrieben in ein Haus einzusteigen und alle Gebote der Disziplin beiseite zu lassen. Zwischen Socken und mit Wollestricken gefüllten Schachteln, und dann erst in einem äusgedienten, motzenzerfressenen Muff aus Kaninchenpelz versteckt, fand er ein geldgefülltes Mehlsäcklein, das er hastig aufschürte. Kniend wühlte er in den Banknoten und Fünffrankstückchen, bis seine Finger auf ein steifes Papier gerieten, das sich bei Licht als gelber Umschlag herausstellte, dessen Inhalt aus nichts geringerem als weiteren Banknoten zu bestehen schien. Der Polizist drehte sich noch mehr dem Lichte zu und las die Aufschrift: „2000 Franken für Wilhelm, weil er im Testament übergegangen wurde. Gotthold Neeser.“

Das war Erismann für den Augenblick genug. Ein zufriedenes Lächeln glitt über sein Gesicht und vertiefte sich um die Mundwinkel zu einem Ausdruck zuversichtlicher Entschlossenheit. Schnell steckte er das Säcklein an seinen Platz zurück, legte die Wollschalen darüber und hob die bereits schmerzenden Knie, um aufzustehen.

„Suchen Sie etwas, Herr Erismann?“
Zuerst dachte er sich wie vom Donner gerührt zusammen, dann fuhr er herum und sah, schwarzgekleidet und mit ernstem, bleichem Gesicht, Berty Neeser in der Tür stehen. „Schon möglich“, sagte der Landjäger leise, nachdem er sich von der Überraschung erholt hatte und aufgestanden war. „Aber es ist nichts zu finden.“ Damit und mit einem hilflosen Aehselzucken verschloss er die Kastentür.

Das Mädchen stand noch immer unbeweglich auf der Schwelle und erwiderte mit farbloser Stimme: „Sie machen sich viel zu schaffen bei uns. Gott mag wissen, warum.“

„Ach, den Herrgott wollen wir aus dem Spiel lassen, wenn man so üble Dinge verrichten muss wie ich“, meinte der Mann peinlich berührt. „Aber wieso merkten Sie, dass jemand im Hause war?“

„Ich merkte nichts, ich wollte nur auf mein Zimmer, das da nebenan liegt. Aber weil Sie die Tür offenes und ich etwas hörte, schaute ich hinein. Sie können sich denken, wie ich mich zusammennehmen musste, damit ich nicht aufschrie.“

„Mochten Sie nicht zum Leichenmahl gehen?“

„Nein, es war mir schrecklich zuwider, noch länger unter Leuten zu bleiben. Jetzt bereue ich es aber. Wäre ich geblieben, so wüsste ich nichts von dem da.“ Sie hielt sich am Türrahmen fest, und Erismann sah, dass Tränen ihren Blick trübten.

Langsam trat er ihr näher und sagte: „Es tut mir unbeschreiblich leid, dass ich Ihren Kummer noch so vergrößern muss, Berty. Ich spüre es nicht alle Tage so deutlich, wie sehr man in meinem Beruf weh tun muss, ohne dass man daran etwas zu ändern vermag. Begreifen Sie mich?“

„Ja“, antwortete das Mädchen, ganz überrascht von Erismanns Zartsein. „Und ich weiss ja, es wäre alles noch viel schlimmer, wenn nicht —“ Sie brach ab und senkte den Kopf.

„— wenn Hans nicht wäre — das wollten Sie doch sagen, nicht wahr?“ ergänzte er und fügte noch bei: „Ja, Sie und meinen Buben habe ich in eine schöne Klemme gebracht. Aber es nützt nichts, Sie müssen tapfer sein und die Zähne zusammenbeissen.“

Berty nickte wortlos, und Erismann dachte: liebes, kleines Neeserli! Laut aber sagte er: „Haben Sie vorgestern bemerkt, dass jemand in den ersten Stock ging, während Sie mit den Eltern in der Stube saßen und ich mit Wilhelm draussen war?“

„Nein.“

„Es ist gut. Kommen Sie, wir gehen hinunter. Ich habe mich sowieso verspätet.“ Unten im Gang stand er nochmals still und fragte: „Gibt es auch Mädchen, die über so etwas schweigen können, was Sie eben erleben? Wenn es das gäbe, könnte ich Ihnen vielleicht einen Gegendienst leisten.“

„Ich werde es für mich behalten“, gab sie zurück und nahm seine Hand, die er ihr entgegenstreckte. „Bitte stüge Sie dafür Hans einen Gruss von mir.“

„Und soll ich ihm dazu noch melden, dass Sie schon den Weg zu uns finden, wenn es nicht mehr anders geht?“

„Ja! Ja!“ rief sie ihm bewegt nach, während er schon auf sein Fahrrad zueilte.

17.

„Wie erklären Sie sich das, Gemeindeschreiber?“ sagte Erismann zu Berchtold in dessen Büro, nachdem er ihm die Geschichte vom Geldfund erzählt hatte. Entgegen seinem Gewöhnlich schweig er dem Notar gegenüber nicht, da dessen bisherige Winke sich schon mehrfach als nützlich erwiesen hatten und er auf Grund seiner guten Kenntnis der Verhältnisse wohl auch weiterhin wertvolle Dienste leisten konnte.

„Ich vermute“, versetzte Berchtold, der diesmal seine Leute nicht weggeschickt hatte, sondern mit seinem Besucher selber ins Archiv gegangen war, „ich vermute höchst berechnungswisend, dass dieses Geld von der gleichen Person entwendet wurde, welche das Testament erbrach. Diese Person sich also bloss vergewissern wollen, dass Wilhelm darin wirklich bedacht und mithin die nachträgliche Schenkung nicht Gottholds konnte dann das Kävert, das vorher sicher kein Testament lag, ohne Gefahr gestohlen werden, vorausgesetzt, dass Wilhelm selber von dem Vermächtnis nichts wusste.“

„Aber das andere, ungeordnet im Säcklein liegende Geld?“ fragte Erismann.

Wir suchen einen neuen Roman für die „Berner Woche“

„Meine Damen und Herren! Traktandum Nr. 4 unserer heutigen Sitzung lautet wieder einmal: Der neue Roman!“, sagte der Präsident der Redaktionskommission und brachte damit die Diskussion, die sich an einem politischen Thema festgehackt hatte, wieder zu den Verhandlungsgegenständen zurück. Er erteilte der Redaktionssekretärin das Wort und ersuchte sie vor allem, über Wünsche, Anregungen und Kritiken zu berichten, die aus dem Leserkreis eingegangen waren.

„Der letzte Roman, den wir in unserer Zeitschrift zum Abdruck brachten, scheint nicht bei allen Lesern Beifall gefunden zu haben“, beginnt die Sekretärin ihren Bericht. „Ich habe hier einige Zeitschriften — es sind deren etwa zwanzig eingegangen — ausgewählt, die ich Ihnen vorlesen will. Hier schreibt ein Herr Friedrich aus A., einem kleinen Dorf im Oberaargau:“

„Der Roman ‚Die letzte Kugel‘, der in der letzten Nummer Ihrer Zeitschrift zu Ende gegangen ist, hat mich ganz und gar nicht befriedigt. Zwar war er von Anfang an recht spannend, aber sein Schluss ist zu traurig. Hätte man den jungen Mann mit dem Leben davon kommen lassen, dann hätte er seine Braut heiraten können, und der Leser würde sich darüber freuen.“

Eine andere Zeitschrift — sie stammt von Frau Engler aus L. — rügt, dass der Roman in Spanien spielt.

„Können Sie Ihre Romane

„Hm“, meinte der Notar, seinen Stumpfen von einem Mundwinkel in den andern rollend, „das ist schon ein bisschen schwer herauszufinden. Vielleicht handelt es sich hier um nach und nach entwendetes Geld, aber ich fürchte, dies könnte dem Täter kaum mehr nachgewiesen werden.“

„Das andere genügt“, brummte der Landjäger und schaute sich nach einem Aschenbecher um.

„Hier!“ sagte Berchtold und schob ihm eine leere Blumenvase hin. „Eine harte Nuss, nicht wahr, Erismann? Oh Sie es diesmal allein schaffen werden? Wie wäre es, wenn Sie versuchen, das Neeserli einzuspinnen?“

„Halbwegs ist das bereits der Fall!“, wollte der Landjäger antworten, hielt jedoch damit zurück und sagte empört: „Was fällt Ihnen ein! Sie muten mir zu, dass ich das Mädchen gegen die eigenen Eltern missbrauche. Das finde ich ziemlich stark.“

„Oh“, murmelte Berchtold mit zweifelndem Kopfnicken, „warum auf einmal so empfindlich, Landjäger? Dass der Polizei alles gestattet ist, das wissen Sie mindestens so gut wie ich. Ausserdem liegt hier der Fall doch so —“

„Also, wenn Sie doch schon alles wissen müssen“, fiel ihm Erismann ungeduldig ins Wort, „es ist längst soweit, wie Sie es gerne hätten, Sie Wunderli! Das Mädchen ist eingespinn, und mein Sohn dirigiert es — leider, leider, Gottfried Stutz! Ich hereue es schon grässlich, denn das arme Ding tut mir leid, aber nun kann ich die Geschichte nicht mehr abbläsen. Sie sind auch schuld daran, ja, Sie mit Ihrem verwünschten Neeserli hin, Neeserli her! Hätte ich nur Hansruedi sogleich das ganze Verhältnis kurzerhand verboten, wenigstens bis alles vorüber ist.“

(Fortsetzung folgt)



Der Blick auf die Krawatte

Es ist nicht von ungefähr, dass behauptet wird, die Krawatte ziehe von allen Utensilien der Herrenkleidung den Blick zuerst auf sich. Durch die Wahl der Krawatte verrät der Herr seinen Geschmack, sein ästhetisches Gefühl. Durch eine ausgefallene Krawattenfarbe kann der ganze gute Eindruck, den die übrige Kleidung macht, verderben werden. Und wenn nun die Farbe und Qualität, der Knoten und die Form der Krawatte den Geschmack des Herrn verraten, so gibt der Zustand der Krawatte Aufschluss über die Art und Weise, wie der Mann seine Kleidung behandelt und wie seine Frauen können an Hand der Krawatte zu einer Art Hellscheiter werden! Also aufgepasst! Eine Krawatte, die täglich gebunden wird, die täglich dem Staub ausgesetzt ist, die oft riskiert, durch die Rasiercreme Fettflecken zu erhalten, sollte auch gut gepflegt werden. Dazu gehört vor allem das regelmäßige Ausbügeln. Wohlthätige Mütter- oder Frauenhände nehmen sich der Sache an. Wie es gemacht werden muss, verraten unsere Bilder. Vor dem Ausbügeln müssen allfällige Flecken entfernt werden. Hellfarbige Seide wird mit einem Brei von gemahlener Magnesia und Benzin behandelt. Mit einem Lappchen streicht man die Mischung auf die fleckigen Stellen und bürstet ab, wenn das Benzin verdunstet ist. Dunkelfarbige Krawatten dagegen werden wie neu, wenn man sie mit einem feuchten Schwamm überstreicht, der in eine Mischung von 2 Teilen Wasser und 1 Teil Salmiak getaucht wurde. In beiden Fällen wird nachher die Krawatte sorgfältig mit einem weissen, darübergelegten Tuch ausgebügelt. — Und wenn die Krawatten schön gereinigt und gebügelt im Schrank hängen, kann sie der Sohn oder Ehemann nur herbeiführen und möglichst adrett eben recht dick ist und am eben richtigen Ort sitzt. Nur so wird die Krawatte jedem kritischen Blick standhalten! R.



Eine dunkle Seidenkrawatte wird mit einer Mischung von Wasser und Salmiak behandelt



Sorgfältig ausbügeln, damit es keine falschen Falten gibt und die Kanten gut ausgepresst werden